

Helmut J. Vollmer

## **Französisierung und Herkunftssprachen in Québec – Modelle und Perspektiven einer pluriethnischen Gesellschaft**

### **1. Perspektiven und Fragestellungen zum Thema**

Die Rolle von Herkunftssprachen in einer an sich schon bilingualen oder multilingualen Einwanderergesellschaft wie Kanada,<sup>1</sup> in der über 20 Prozent der Bevölkerung mit einer anderen Sprache als der offiziellen Amts- und Verkehrssprache des Landes groß geworden sind, kann meines Erachtens gar nicht überschätzt werden. An ihr hängen über weite Strecken die ersten Akkulturationsprozesse, über sie vermittelt sich ein gutes Stück ethnischer Selbstdefinition (zumindest in der ersten und zweiten Generation) und nicht zuletzt auch die Bereitschaft und kognitive Fähigkeit, sich auf die neue Gesellschaft (in die man eingewandert ist) und die in ihr übliche(n) Sprache(n) als Verständigungsmittel einzulassen. Die Aufrechterhaltung der „Familiensprache“ dient aber nicht nur der besseren sozialpsychologischen Verankerung, Abgrenzung und Orientierung von Minderheitengruppen, an ihr scheint auch die Bereitschaft zu hängen, andere Minderheitengruppen als andersartig und ebenbürtig oder gleichberechtigt zu akzeptieren, ohne sich in seinen eigenen Werten bedroht oder herabgemindert zu fühlen. Schließlich stellt die Beibehaltung bzw. Förde-

---

1 Vgl. M. Sauriol, „Kanada als Einwanderungsland: Immigration und Akkulturation“, in: H. J. Vollmer (Hrsg.), *Multikulturelle Gesellschaft und Minderheiten, Kanada und USA*, Augsburg 1992, S. 105-132.

rung vielfältiger Sprachkompetenzen gesamtgesellschaftlich gesehen ein enormes ökonomisches Potential dar, wie es auch für den Einzelnen ein unschätzbare Kapital ist, das sich gleichermaßen verwerten läßt und die Lebensqualität erhöht.

## 2. Alte und neue Ethnizität

Die Bedeutung von Ethnizität hat sich in den letzten Jahrzehnten geändert. Das alte Konzept, das auf der Verpflanzung kultureller Unterschiede basierte, hat einem neuen Begriff von Ethnizität Platz gemacht, der auf den jeweils hervortretenden Unterschieden in den Einstellungen (*state of mind*) beruht, wie sie sich in Reaktion auf verschiedene situationale und strukturelle Einflüsse manchmal stärker, manchmal schwächer ausdrücken. Vor diesem Hintergrund werden traditionelle assimilationistische Theorien nunmehr als statisch und allzu vereinfachend beschrieben, wenn nicht sogar als irreführend oder fehlerhaft. Demgegenüber werden wir mit pluralistischen Ansätzen konfrontiert, die sich als dynamisch, klug und differenziert geben.

### 2.1. Assimilation versus Pluralismus

Wenn man den Assimilationisten nachsagt, sie würden unter Ethnizität nichts anderes als die Übertragung normativer Eigenarten in einen neuen Kontext verstehen, wobei dieser Kontext die ursprünglichen Merkmale unweigerlich und unwiderruflich innerhalb von drei Generationen auf Null reduziert, dann hat man es mit einer Karikatur zu tun. Ein ähnliches Zerbild wäre es, zu behaupten, daß einige der neueren Ansätze Ethnizität als bloßes Gefühl definierten, das alle Menschen mit Blick auf ihre Wurzeln haben und das bis in alle Ewigkeit andauern soll, ohne große Folgen für das Verhalten zu zeitigen. Ich stimme mit Boldt<sup>2</sup> überein, daß man die Assimilationstheorie doch fairerweise wie folgt charakterisieren müßte:

1. Ethnizität bezieht sich vor allem auf Unterschiede zwischen Individuen.
2. Diese Unterschiede rühren letztlich aus Unterschieden im kulturellen Erbe her, unabhängig davon, ob dieses verpflanzt wurde oder nicht.

2 E. D. Boldt, „The Hutterites. Current Developments and Future Prospects“, in: J. Frideres (Hrsg.), *Multiculturalism and Intergroup Relations*, Westport, Conn. 1989, S. 57-71.

3. Diese Unterschiede, die nach Graden abgestuft sein können und die auch Gegenstand von Variation und Veränderung über Zeit sind, haben Konsequenzen affektiver, kognitiver und verhaltensmäßiger Art; die letzteren können ihrerseits in Abstufungen und unterschiedlichen Ausprägungsgraden auftreten und unterliegen ebenfalls der Veränderung in der Zeit.
4. Der vorherrschende Trend in ganz Nordamerika ging und geht immer noch in Richtung auf Abbau und Verringerung dieser Unterschiede, zumindest aber ihrer Verhaltensauswirkungen.

Der Rückgang einer Ethnizität mit signifikanten Auswirkungen im Verhaltensbereich wird allzu oft als epiphänomenal für das behandelt, was heute als *symbolische Ethnizität*<sup>3</sup> behandelt und in ihren veränderlichen Formen erforscht wird. Damit soll weder gesagt werden, daß die kognitiven und affektiven Komponenten von Ethnizität nicht untersucht werden sollen, noch daß die Relevanz von Ethnizität als Forschungsgegenstand insgesamt infragezustellen ist, eben weil die Verhaltensaspekte im Schrumpfen begriffen sind. Symbolische Ethnizität ist nicht bloß eine Uminterpretation der alten Ethnizität angesichts sich ändernder Bedingungen und Erfahrungen. Sie stellt ihrerseits eine Reduktion dar, ein Absehen von den wirklichen Verhaltenskonsequenzen, ob man diese nun Assimilation nennt oder nicht. Entsprechend kann man ebenfalls seine Schwierigkeiten haben mit der Annahme, daß symbolische Ethnizität alles und jederzeit überlebt und lediglich Variationen in der Form und im Ausprägungsgrad unterworfen ist. Die entscheidende Frage ist eben, ob sie sich an gelebter ethnischer Kultur und Organisation festmacht, und damit an äußerlich überprüfbareren Handlungsmerkmalen (wie z.B. der Weiterverwendung der Herkunftssprache innerhalb angegebbarer Domänen), oder eher an der mentalen Verfassung der Betroffenen.

## 2.2. Sprache und Ethnizität

In der soziolinguistischen Literatur ist der Stellenwert der Sprache und ihrer Aufrechterhaltung für die Identitätsbildung bzw. -bewahrung von freiwillig migrierten ethnischen Minderheiten recht umstritten. So vertritt beispielsweise Edwards<sup>4</sup> aufgrund von empirischen Untersuchungen in den maritimen Provinzen Kanadas, und insbesondere in Halifax, die

3 H. Gans, „Symbolic Ethnicity“, in: *Ethnic and Racial Studies*, 2 (1979), S. 1-20.

4 J. Edwards, *Language, Society, and Identity*, Oxford 1985.

These, daß Sprache (d.h. also die Muttersprache und ihre Beherrschung) allenfalls einen symbolischen Wert für das Fortleben des Selbstverständnisses einer Gruppe habe, – und das vor allem für die Intellektuellen, die Angehörigen jener politisch aktiven Mittelschicht. Ich bin inzwischen fest davon überzeugt, daß das Problem nicht theoretisch zu lösen ist, sondern jeweils nur für eine ganz bestimmte Gruppe empirisch anzugehen, zu beschreiben und zu interpretieren ist. Dabei kann man sich aber nicht allein auf Selbstaussagen und Selbstzuschreibungen stützen; methodisch gesehen müssen unbedingt Fremdbeobachtungen über einen längeren Zeitraum hinzutreten, um mögliche Widersprüche offen zu legen und um Konsistenz abschätzen zu können.

### 2.3. Typen der Akkulturation von Einwanderern

Bevor wir auf Québec im engeren Sinne eingehen können, müssen zumindest noch kurz einige relevante Forschungsergebnisse erwähnt werden, wie sie sich vor allem aus der Sozialpsychologie und insbesondere aus der Interkulturellen Psychologie (*crosscultural psychology*) ergeben.

Integrationswünsche in die neue Gesellschaft, ihre Normen und soziale Praxen hängen u.a. von dem *Motiv* der Migration, dem *Grad der Freiwilligkeit*, der *Perspektive des Verbleibens* und der Rückkopplung /Hin- und Herwanderung, dem *Ausmaß des Kontaktes* mit dem *Ursprungsland* u.a.m. ab.<sup>5</sup> Ob die Herkunftssprache eine wichtige Rolle für die Selbstdefinition eines Individuums spielt oder nicht, und wenn ja, welche, muß also jeweils mit Blick auf den Akkulturationsverlauf erforscht werden. Eine allgemeingültige Aussage scheint hier nicht möglich zu sein.

Noch eine weitere Theorie ist für uns von Belang: die des Generationswechsels und der Variation zwischen Generationen. Während sich die erste Generation von Einwanderern generell schwer tut mit dem Vergessen ihrer Herkunft und der Überwindung ihrer Besonderheiten, wollen die Angehörigen der zweiten Generation angeblich nichts lieber, als die Makel ihrer Andersartigkeit zu tilgen, sozusagen wettzumachen durch eine Art

5 Einen vorzüglichen Überblick über die wichtigsten Variablen und ihre Gewichtung für den individuellen wie kollektiven Akkulturationsprozeß bietet J. W. Berry, „The Role of Psychology in Ethnic Studies“, in: *Canadian Ethnic Studies* 1990, 22, S. 8-21 und J. W. Berry/U. Kim, „Acculturation and Mental Health“, in: P. R. Dasen/J. W. Berry/N. Sartorius (Hrsg.), *Health and Cross-Cultural Psychology*, Newbury Park 1988, S. 207-236.

von Überangepaßtheit an die vorherrschenden Normen und Gebräuche. Sie möchten den Ein- und Aufstieg innerhalb der sie umgebenden Gesellschaft möglichst problemlos schaffen und sind bereit, dafür den Preis zu zahlen. Erst der dritten Generation soll es nach dieser Theorie dann möglich sein, sich langsam wieder mit etwas mehr Distanz auf die eigene personale, familiäre wie gruppenspezifische Vergangenheit zu besinnen und aktiv Schritte zur kulturellen Rückbindung bzw. Reorientierung zu unternehmen. Inwieweit diese Annahme hält, bleibt abzuwarten. Auf jeden Fall müssen Eltern- und Schülerverhalten auch nach Generationszugehörigkeit differenziert werden.

### 3. Dualismus zwischen Anglophonie und Frankophonie: Die Politik des Multikulturalismus

Wir können die spezifischen Ansätze und Bemühungen Québecs zur Weiterentwicklung seiner kulturellen wie gesellschaftlichen Besonderheiten und der Integration der zugewanderten Minderheiten bei gleichzeitiger Bestärkung seiner eigenständigen Identität nicht wirklich verstehen, wenn wir nicht die über zwei Jahrhunderte sich fortschreibende Geschichte des Dualismus zwischen Anglophonie und Frankophonie rekonstruieren. Dazu fehlt hier der Platz, das ist jedoch an anderer Stelle bereits geschehen.<sup>6</sup>

Auch der Multikulturalismus der kanadischen Bundesregierung kann, zumal wenn man seinen Entstehungshintergrund bedenkt, als eine Ideologie beschrieben werden, die sich durch die Betonung von Pluralität in

6 Vgl. etwa W. Helbich, „Die Verteidigung der französischen Sprache seit 1763“, in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Kanada-Studien* 2, 1982, S. 37-55; H. J. Vollmer/M. Sauriol, „Québec: Zur sprachlichen, sprachenpolitischen und sozialen Situation einer frankophonen Provinz und des Französischen in Kanada“, in: W. Klooff/H. Lutz (Hrsg.), *Kanada: Geschichte, Politik, Kultur. Gulliver, Bd. 19*, 1986, S. 96-114; H. J. Vollmer, „Competing Visions and Language Policies for Canada“, in: C. H. W. Remie/J.-M. Lacroix (Hrsg.), *Canada on the Treshold of the 21st Century/Le Canada au Seuil du 21ème Siecle*. Amsterdam/Philadelphia 1991, S. 253-264 und ders., „Bilingualismus und Sprachenpolitik in Kanada“, in: H. J. Vollmer (Hrsg.), *Multikulturelle Gesellschaft (Anm. 1)*, S. 37-85 sowie die gesamte Debatte um den *Meech Lake Accord* (1987-1990) und das Abkommen von Charlottetown. Sie haben es nicht vermocht, die Gleichheit der Frankophonie und die Sonderrolle Québecs innerhalb der kanadischen Konföderation als *société distincte* verfassungsmäßig zu verankern. Vgl. demnächst auch H. J. Vollmer, *Sprachplanung, Sprachenpolitik und interkulturelle Konflikte in Québec. Eine soziolinguistische Studie*. Osnabrück: Universität. (unveröff. Ms. 1990, wird z.Zt. zu einem Buchprojekt erweitert).

gewisser Weise gegen die Anerkennung eines politischen Sonderstatus von Québec auswirkt.<sup>7</sup> Als Folge der numerischen Verteilung von britischen und französischen Siedlern kam es – vereinfacht ausgedrückt – dazu, daß die Frankophonen die Grenzen ihrer Identität innerhalb Québecs festlegten, die Anglophonen dagegen im Rest Kanadas, eine Identität, die auch als Anglokonformismus bezeichnet worden ist. Die Substanz jener Anglokonformität bestand darin, daß alle diejenigen, die nicht in dieses „britische“ Modell sozialer Norm paßten, von den Chancen und Möglichkeiten ausgeschlossen wurden, die der *Mainstream*-Gesellschaft ansonsten zur Verfügung standen. Demographische Veränderungen aufgrund massiver Einwanderung und ein Wechsel in den Einstellungen führten – neben anderen Faktoren – dazu, daß der Anglokonformismus allmählich geschwächt wurde. Er wurde außerhalb von Québec durch die Ideologie des Multikulturalismus ersetzt.

Mit dem Aufkommen dieser Ideologie, teilweise als Ausdruck und Folge derselben, wurde im Jahre 1971 bereits die Politik des Multikulturalismus offiziell verkündet und eingeführt. Sie war das Ergebnis der Empfehlungen der *Royal Commission on Bilingualism and Biculturalism*, die den Beitrag der anderen oder „sonstigen“ ethnischen Gruppen für die Gestaltung der kanadischen Gesellschaft anerkannte bzw. anerkennen mußte. Bei der Einführung dieser Politik betonte der damalige Premierminister Trudeau zwar, daß sie eine Gesellschaft auf der Basis des „*fair play for all*“ garantieren würde und daß sich offizielle Zweisprachigkeit und Multikulturalismus miteinander verknüpfen ließen.<sup>8</sup> Diese Politik wurde aber bereits damals kritisiert als ein kaum oder nur dürtig verschleierter Versuch, die Stimmen der ethnischen Wähler zu gewinnen. Sie wurde ebenfalls als eine Politik der „Balkanisierung“ charakterisiert oder auch, was in unserem Zusammenhang von besonderer Bedeutung ist, als ein „insidious and steady shift away from biculturalism towards a crushing of Frankophones' special needs under the political weight of multiculturalism“. Diese Befürchtung, ob sie nun berechtigt sein mag oder nicht, hat sich in den Köpfen vieler frankophoner Kanadier festgesetzt und ist zumindest für die Mehrzahl der Québecker bis auf den heutigen Tag nicht ausgeräumt

7 Vgl. dazu die Analysen in H. J. Vollmer, „Multikulturelle Gesellschaft in Kanada – ein Modell für Europa?“, in: S. Markmann (Hrsg.), *Kulturen in Kontakt*, Hamburg 1993, S. 159-196 sowie jüngst in H. Braun/W. Kloos (Hrsg.), *Multiculturalism in North America and Europe. Social Practices – Literary Visions*, Trier 1995.

8 Government of Canada, *Proceedings of the House of Parliament*, Ottawa 1971, S. 8545.

(wie meine Recherchen und Interviews in Québec für die vorliegende Arbeit erneut bestätigten).

In der jüngsten Zeit ist der Multikulturalismus Teil jenes Entwicklungsprozesses der Verfassung geworden, der für Kanada so typisch ist. Multikulturalismus ist sozusagen „konstitutionell“ geworden; er gewann durch Verfassungs- und Gesetzgebungsinitiativen eine Legitimität, die weit über die bisherige Anerkennung als politische Willenserklärung hinausgeht: er wurde Teil des legalen Prozesses. Er wurde im Jahre 1982 als interpretative Norm in „Section 27“ der *Canadian Charter of Rights and Freedoms* aufgenommen, und zwar in folgender Formulierung: „This Charter shall be interpreted in a manner consistent with the preservation and enhancement of the multicultural heritage of Canadians.“

Ähnliche Bestimmungen waren in den vorgeschlagenen Verfassungsänderungen des Meech Lake Accord enthalten, dessen Ratifizierung jedoch scheiterte. Dabei sollte der besondere Charakter Québecks als „*société distincte*“ verfassungsmäßig ebenso festgeschrieben wie auch der Multikulturalismus als Interpretationsnorm bestätigt werden. Im einzelnen ist hier kein Platz, um die Stufen der Entwicklung und der Konkretisierung dieser Bundespolitik genauer nachzuzeichnen. Insgesamt ist eine bemerkenswerte Anpassungsfähigkeit dieses Konzepts an die jeweiligen politischen und sozialen Veränderungen in Kanada zu verzeichnen, das dabei zugleich kontinuierlich weiterentwickelt wird. Andererseits gibt es eine Art von Selbstgefälligkeit über die bisherigen Erfolge, den erzielten Fortschritt im Verhältnis der Ethnien und Gruppen zueinander und die ach so vernunftbasierte „Aufgeklärtheit“ in allen multikulturellen Angelegenheiten, die Kanada daran zu hindern scheinen, alternative Formen und Ansätze zu explorieren und auch aus den Erfahrungen anderer Länder zu lernen.<sup>9</sup> Statt dessen schauen Politiker und auch Wissenschaftler aus vielen anderen Regionen der Welt „fasziniert“ nach Kanada als dem Mekka eines Gesellschaftsmodells und als eine Werkstatt, in der Lösungen erprobt werden für Probleme, die durch die internationalen Bewegungen der Zeit und die Entwicklungen des bevorstehenden 21. Jahrhunderts auf alle Industrienationen zukommen: nämlich die Notwendigkeit, in einer multilingualen und multikulturellen gesellschaftlichen Wirklichkeit zusammenzuleben und dabei nicht nur die Konflikte zu minimieren, sondern Gleichheit, Gerechtigkeit, Lebenszufriedenheit und soziale Harmonie zu ermöglichen, wenn nicht herzustellen.<sup>10</sup>

9 Vgl. Vollmer, „Multikulturelle Gesellschaft in Kanada...“ (Anm. 7).

Die entscheidende Frage ist die, wie Kanada einerseits offiziell *bilingual* und andererseits ebenso offiziell *multikulturell* sein kann, ohne daß der Widerspruch allzu groß wird. Wie kann man mit anderen Worten, mit der Tatsache leben, daß die Minderheitenrechte der Anglophonen und der Frankophonen im Hinblick auf ihre jeweilige Sprache, ihre Schulen und die Gesamtheit ihrer institutionellen Ausdrucksformen aufgrund von Art. 23 der Charta besser verankert und geschützt sind als die der sonstigen Minderheiten, die sich lediglich auf Art. 27 der Charta als einer interpretativen Verfassungsnorm berufen können, jedoch (bislang wenigstens) keine konkreten Rechte daraus ableiten konnten. Dabei ist es eigentlich unbestritten, daß Sprache und Kultur untrennbar miteinander verknüpft sind, und das nicht nur in oberflächlicher Weise. Wird es also möglich sein, Kanada bilingual zu halten und Forderungen nach der offiziellen Anerkennung weiterer Sprachen, nach Mehr- und Vielsprachigkeit einzudämmen oder gar auszuschließen in einer Gesellschaft, die selbst den kulturellen Pluralismus zur Norm erhoben hat? Wie wir wissen, basiert die Rechtfertigung der Zweisprachigkeit primär auf dem historischen Beitrag der Québecker als einer der beiden Gründungskulturen und auf dem politischen Willen der Herrschenden. Aber genau dieses Kriterium der historischen Bedeutung und der balancierten Kräfteverhältnisse könnte (eines Tages) von anderen, nichteingeborenen Gruppen, die lange in Kanada ansässig sind, ebenfalls für sich in Anspruch genommen werden. Es gäbe dann sozusagen keine logische Rechtfertigung mehr für den Ausschluß anderer Sprachen in einer Gesellschaft, die sich dem Multikulturalismus verschrieben hat. Und genau diese Argumentation ist von Anfang an auf frankophoner Seite antizipiert und heftig kritisiert worden. Denn die Befürchtung war und ist, daß jedwede Form der Anerkennung von kulturellem Pluralismus (wenn sie denn ernst gemeint ist) zu einer Schwächung und letztlich Bedrohung dessen führt, was die Frankophonen ihrerseits eben doch als im wesentlichen *bikulturelle* Existenz Kanadas wahrnehmen.

In diesem Kontext ist interessant, was einer der Obersten Richter von New Brunswick, Madam Justice Wilson, anlässlich einer Klage von

- 10 In diesem Zusammenhang werden dann oft von interessierter oder idealistisch-gutgläubiger Seite die Elemente rassistischer Geschichtserfahrung in Kanada und nach wie vor andauernder institutionalisierter Diskriminierung von ethnischen Minderheiten (besonders gegenüber Schwarzen, Asiaten und Indianern) einfach weggewischt oder zumindest nicht offiziell anerkannt und thematisiert. Diese unangenehmen Tatsachen finden selten genug Eingang in die politische Rhetorik, sie werden eher kollektiv verdrängt.

„Eltern für Gerechtigkeit im Erziehungswesen“ gegen die bevorzugte Einführung von *French immersion programs* zum Zusammenhang zwischen Sprache und Multikulturalismus ausführte: „I do not believe that section 27 was intended to deter the movement towards the equality of status of English and French until such time as a similar status could be attained for all the other languages spoken in Canada. This would derogate from the special status conferred on English and French...“<sup>11</sup>

Gerade in diesem Bereich, wo es um die Anerkennung und Durchsetzung der Rechte auf Herkunftssprache gegenüber den beiden Amtssprachen geht, sind die größten Herausforderungen für den Multikulturalismus und für Kanadas sprachpolitische Zukunft zu erwarten. Innovative Entwicklungschancen und potentielle Konflikte liegen also nahe beieinander. Neuere Gesetzgebungsmaßnahmen wie der *Canadian Multiculturalism Act* (1988) beinhalten denn auch schon deutlich die positive Verpflichtung des Bundes zur Pflege und Förderung der Herkunftssprachen von eingewanderten oder indigenen Minderheiten; sie sind im Grunde genommen nach Meinung vieler (auch der Gerichte?) ein weiterer Schritt zur Verankerung des Rechts auf die jeweilige Muttersprache oder Sprache der Vorfahren. Für das Englische mit seinem gesicherten Status auf dem nordamerikanischen Kontinent, wenn nicht in der Welt, stellt diese Entwicklung mit Sicherheit keine wirkliche Bedrohung dar, wohl aber tendenziell für das Französische, das sich bislang trotz aller Rückschläge und anglophonen Dominanz über mehr als zwei Jahrhunderte hat behaupten können.<sup>12</sup>

Möglicherweise wird hier also von den erstarkten ethnischen Gruppen, vor allem aber von den Ureinwohnern Kanadas ein Weg beschritten, den die frankophone „Minderheit“ in Kanada erfolgreich vorexerziert hat und der über Jahrhunderte des Kampfes und der Auseinandersetzung alles andere als beendet ist. Umso wichtiger ist es deshalb zu sehen, wie die frankophone Mehrheit in Québec ihrerseits mit der Tatsache (theoretisch wie praktisch) umgeht, daß ihre eigene Gesellschaft weder monokulturell noch bikulturell, sondern seit längerem ebenfalls eindeutig multikulturell

11 D.L.R. 1986, S. 406.

12 Vgl. hierzu Helbich, „Die Verteidigung der französischen Sprache...“ (Anm. 6); ders., „The Clash of Two Language Policies in Québec and the Swiss Experience“, Vortrag, gehalten auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Kanada-Studien in Grainau 1990 (erscheint demnächst in: *Zeitschrift der Gesellschaft für Kanada-Studien*); Vollmer/Sauriol, „Québec: Zur sprachlichen, sprachpolitischen und sozialen Situation...“ (Anm. 6) oder L. Wolf u.a., *Französische Sprache in Kanada*, München 1987.

zusammengesetzt ist. Und diese Tendenz verstärkt sich noch durch zunehmende Einwanderung, auf die Québec angesichts niedriger Geburtenraten zur Aufrechterhaltung seines Bevölkerungsanteils innerhalb Kanadas angewiesen ist.

#### 4. Die Konzeption einer pluriethnischen Gesellschaft in Québec

Québec hat die Politik des Multikulturalismus nie mitgetragen. Im Gegenteil, es sah darin einen weiteren Schachzug zur Unterminierung der legitimen Ansprüche der Frankophonie, als gleichberechtigte „Gründungs-nation“ anerkannt zu werden und seinen entsprechenden konstitutionellen Platz einzunehmen. Doch konnte es natürlich trotz seines Strebens nach Französisierung der Provinz die Tatsache nicht negieren, daß starke ethnische Minderheiten innerhalb seiner eigenen Grenzen lebten, die sich traditionell eher in das anglophone Milieu integrierten und die es jetzt auf die Seite der frankophonen Mehrheit zu ziehen galt. Neben den Gesetzgebungsmaßnahmen zur Sicherstellung des Erlernens und des Gebrauchs der französischen Sprache durch die Immigrantenkinder gab es deshalb schon 1981 unter der *Parti Québécois* eine erste politische Deklaration, die sich auf die Anerkennung und den Beitrag der ethnischen Minderheiten für die neue, gemeinsam zu schaffende québecker Gesellschaft und Kultur richtete.<sup>13</sup> Das Bild, das damals und in Variationen bis auf den heutigen Tag für die gemeinsame kulturelle Perspektive benutzt wurde, ist nicht das des Nebeneinanders verschiedener Kulturen, sondern das der klaren Orientierung an der vorherrschenden Kultur und der Zusammenführung, der Einfügung und der Einpassung in diese (*to merge*). Dabei wird zunächst vorsichtig und später dann immer heftiger von einer notwendigen qualitativen Veränderung gesprochen, denen beide – die ethnischen Kulturen und die Kultur der frankophonen Mehrheit – im Prozeß ihrer gegenseitigen Öffnung und Annäherung unterliegen. So hat sich die Politik denn innerhalb von zehn Jahren von einer Perspektive der deutlichen Unterordnung und Integration (man kann sogar von „Franko-Konformität“ sprechen) hin zu einer Anerkennung der Vielfalt und des Eigenbeitrags der Minderheitengruppen gewandelt.

13 Vgl. Gouvernement du Québec, *Autant de façons d'être Québécois. Plan d'action du gouvernement du Québec à l'intention des communautés culturelles*, Québec: Ministère des Communautés culturelles et de l'Immigration 1981, 78 S.

*Nota bene:* der Begriff *Multikulturalismus* wurde streng vermieden, ja abgelehnt; an der Selbstverständlichkeit der französischen Sprache und der allgemeinen Bedeutung der französischsprachigen Kultur in Québec für die Demokratie und seine Weiterentwicklung wird kein Zweifel gelassen. Vielmehr geht es um die Verarbeitung einer Realität, die „Pluriethnizität“ genannt wird, und damit um den Aufbau einer pluriethnischen Gesellschaft auf der Basis interkultureller (und das heißt wechselseitiger!) Lernprozesse. Zur Entwicklung und Artikulation eines solchen politischen Programms vergingen immerhin nahezu zehn Jahre, doch mit „Au Québec, pour bâtir ensemble. Énoncé de politique en matière d’immigration et d’intégration“ (Québec 1990) des *Ministère des Communautés Culturelles et de l’Immigration* vom Dezember 1990 ist ein gewisser Meilenstein in diesem Sinne geschaffen: die ethnischen Minderheiten werden ernst genommen, deren kulturelle Vielfalt bestätigt; dabei wird ihr Beitrag für die gemeinsame Zukunft hervorgehoben, um sie wird in gewisser Weise gewonnen. Zugleich wird die französische Sprache unmißverständlich als Basis gemeinsamer Kommunikation und Auseinandersetzung bestimmt.<sup>14</sup>

Insgesamt zeigen sich trotz des anders gearteten Labels (*pluriethnicité*) doch erstaunliche Parallelen oder zumindest Ähnlichkeiten gegenüber der Plattform des Multikulturalismus (vor allem in seiner neuesten Fassung) – und das kann auch gar nicht verwundern: So gibt es ähnliche Vorstellungen zur Partizipation aller Gruppen an politischer Machtausübung und gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen, vor allem aber wird der Kampf gegen Diskriminierung aufgrund von Rassenzugehörigkeit, ethnischer Herkunft, Geschlecht oder Religion auf eine klare rechtliche und ideologische Grundlage gestellt. Beide, sowohl das Bundesgesetz zum Multikulturalismus wie das *Énoncé* der ehemals liberalen Regierung von Québec, sehen ähnliche Maßnahmen zur Unterstützung der sozioökonomischen Gleichstellung und Integration der zugewanderten Minderheitenangehörigen vor. Die wesentliche Differenz liegt natürlich in der Definition „nationaler“ Identität. Auf Bundesebene wird diese eindeutig durch

14 Vgl. F. Harvey, „Communautés culturelles et multiculturalisme“, in: J.-M. Lacroix/F. Caccia (Hrsg.), *Métamorphoses d’une utopie*, Paris 1992, S. 159-174 sowie M. Sauriol, *Le Québec des Années 90 face à l’immigration et à la population multiethnique*. (Vortrag, gehalten auf der Tagung „Québec – 30 Jahre nach der Stillen Revolution/Le Québec – 30 ans après“, Pädagogische Hochschule Freiburg, 17.-18. Dezember 1993 (Unveröff. Ms., erscheint demnächst in: *Zeitschrift für Kanada-Studien*).

Pluralismus, durch pluralistische Konzepte und die Anerkennung kultureller Vielfalt als Merkmal und Garant von Einheit bestimmt. In Québec dagegen (zumindest in dem hier analysierten, politischen Dokument) wird die Notwendigkeit zur Entwicklung einer gemeinsamen Vision der zukünftigen Québécoiser Gesellschaft betont, die ihrerseits pluralistisch und interkulturell verstehend zugleich gedacht wird. In diesem Zusammenhang wird von einer moralischen Aufgabe, einem „Vertrag“ (*contrat moral*) aller Beteiligten zur Unterstützung der „harmonischen Integration“ von Immigranten und Québécoisern anderer kultureller Herkunft gesprochen – und natürlich (und zu Recht!) wird wiederum das gemeinsam gesprochene Französische, die gemeinsame Verständigungssprache als eine der wesentlichen Grundlagen des gemeinten Vertrags hervorgehoben. Dabei bleibt offen, inwieweit Französisch immer noch implizit als eine Art „Nationalsprache“ mißverstanden wird oder aber ob es nun doch endlich als eine *lingua franca*, als gemeinsames und dominantes Kommunikationsmittel (egal ob als Muttersprache, als Zweit- oder Drittsprache verwendet) aller in Québec lebenden Menschen und insofern aller Québécois anerkannt wird.

Hier wird im Kontrast offenkundig, daß die Verbreitung des Englischen in Gesamtkanada (vor allem außerhalb Québécois) als gemeinsam benutzter Landessprache so selbstverständlich ist, daß ihre Aufrechterhaltung keiner besonderen Erwähnung oder gar einer gezielten politischen Maßnahme bedarf. Die überwiegende Mehrheit der ethnischen Gruppen außerhalb Québécois behält ihre jeweilige Herkunftssprache nicht bei; es gibt bis auf den heutigen Tag, wie bereits weiter oben erwähnt, eine fortdauernde Tendenz zur strukturellen Assimilation der Einwanderergruppen, die im Rahmen der multikulturellen Gesellschaftspolitik allenfalls symbolische Ethnizität für sich behaupten und auch nur behaupten können. Es scheint keine Gefahr zu bestehen, daß der Multikulturalismus Kanadas zwangsläufig zu einem Multilingualismus, zu einer desintegrierenden Mehrsprachigkeit führt; Erlernen und Verwenden der englischen Sprache für alle wird zwar klar als Ziel formuliert und in praktischen Maßnahmen nachdrücklich angestrebt, aber die gemeinsame Sprache wird nicht als Basis der Definition nationaler Identität verwendet. Anders dagegen in Québec: die angestrebte partizipative Demokratie auf pluriethnischer Grundlage hat deutlich die gemeinsame französische Sprache zum Ausgangspunkt, sie ist ein wesentliches Element der *identité québécoise*. Angesichts der überwältigenden, aber (noch) nicht ganz hoffnungslosen Minderheitenposition des Französischen auf dem nordamerikanischen Kontinent ist die skizzierte Position nur allzu verständlich.

Entscheidend wird sein, wie die Politik des *Énoncé* faktisch und Schritt für Schritt umgesetzt wird, insbesondere im Hinblick auf das gesellschaftspolitische Ziel einer möglichen Unabhängigkeit von der Kanadischen Föderation. Es wäre noch verfrüht, dies zum jetzigen Zeitpunkt schon beurteilen zu wollen; dennoch wird sich das Hauptaugenmerk des Analytikers nicht mehr so sehr auf die allzu bekannte frankophone politische Rhetorik, sondern vielmehr verstärkt auf die sich verändernden gesellschaftlichen Realitäten zu richten haben. Immerhin sollen drei Forschungsperspektiven erwähnt werden, die für die Soziolinguistik relevant sind.

#### 4.1. Zur Einsprachigkeit Québecks – Französisch als Amtssprache

Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher über die Beweggründe und die gemischten Erfolge Québecks zur Schaffung einer einsprachigen Provinz innerhalb der letzten 15 Jahre zu berichten. Das ist an anderer Stelle geschehen.<sup>15</sup> Festzuhalten ist, daß die Entwicklung zum Französischen als allgemeiner Verkehrssprache, trotz aller Rückschläge und zähen Beharrlichkeiten (vor allem im Bereich der Wirtschaft), irreversibel ist und daß es darüber hinaus eigentlich nur darum gehen kann, ob Französisch für die eingewanderten Minoritäten jemals mehr werden kann als eine *lingua franca*, also zu einem Mittel der sozialpsychologischen (nicht nur äußerlichen) Integration oder zu einem Medium der mentalen Identifikation mit den Zielen der Gesamtgesellschaft beispielsweise. Ein wichtiger Gradmesser ist sicherlich der jeweilige Stand der Franzöisierung von Betrieben und Unternehmen – und hier geht es, wie wir wissen, langsam, sehr langsam voran.<sup>16</sup>

#### 4.2. Die Konkurrenz zwischen Englisch und Französisch

Hier wären genauere Belege der Attraktivität des Englischen für die neu ankommenden Einwanderer anzuführen: geographische Mobilität auf dem gesamten Kontinent, größere ökonomische Aufstiegschancen, leicht-

15 Vgl. etwa Vollmer/Sauriol, „Québec: Zur sprachlichen, sprachenpolitischen und sozialen Situation...“ (Anm. 6); L. Wolf u.a., *Französische Sprache ...* (Anm. 12); S. Dion/G. Lamy, „La francisation de la langue de travail au Québec: Contraintes et réalisations“, in: *Language Problems and Language Planning*, 14, 1990, S. 119-141; Vollmer, „Bilingualismus und Sprachenpolitik in Kanada“ (Anm. 6).

16 Zusammenfassend S. Dion/G. Lamy, „La francisation...“ (Anm. 15).

tere Integration in eine liberal-demokratische, jedoch hochgradig individualistische und bindungsarme Gesellschaftsform.<sup>17</sup>

Englisch ist ohne Zweifel von großem Nutzen für die persönliche Lebensperspektive und für das berufliche Fortkommen, und das nicht nur in Nordamerika. Es kann also gar nicht wirklich um das Konkurrieren des Französischen mit der englischen Sprache gehen; dieser Kampf ist längst ausgefochten und verloren. Vielmehr geht es, wie bereits festgestellt, für die in Québec lebenden Minderheitengruppen lediglich darum, Französisch als Verkehrs- und Amtssprache anzuerkennen, es als Zweit- oder aber als *Dritt*sprache kompetent zu erlernen und auf diesem Wege eine umfassendere und qualifiziertere Beteiligung an den gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen in Québec anzubahnen, soweit die frankophone Mehrheit für eine solche Beteiligung ihrerseits wirklich die einstellungsmäßigen und politischen Voraussetzungen schafft.

Wie ungelöst und dynamisch diese gesamte Problematik ist, zeigt sich etwa an jüngeren empirischen Befunden, insbesondere aus dem Großraum Montréal. Dort gibt es offenbar unter Jugendlichen und Schülern nichtfrankophoner Herkunft wieder zunehmende Tendenzen, außerhalb des offiziellen (französischsprachigen) Unterrichts, also z.B. in Pausen und auf Schulhöfen, verstärkt das Englische im Gespräch untereinander zu benutzen.<sup>18</sup> Diese Situation wird noch erheblich verschärft durch die Tatsache, daß in manchen innerstädtischen Einzugsbereichen von Schulen die Zahl der frankophonen Schüler und Schülerinnen sinkt und damit der Anteil der nichtfrankophonen Schüler z.T. bis auf 60 Prozent und höher ansteigt, so daß auch objektiv die Chancen der Interaktion mit französischsprachigen Muttersprachensprechern abnehmen. Diese Entwicklungen, wie sie u.a. von Demographen wie Paillé<sup>19</sup> erhoben und in ihren möglichen Auswirkungen durch alternative Szenarios skizziert worden sind, bieten in der Tat Grund zur Beunruhigung; sie erfordern kreative und langfristig durchschlagende Maßnahmen in Richtung auf eine bessere Integration der verschiedenen Teilpopulationen, weil nur auf

17 Vgl. dazu kritisch R. Bibby, *Mosaic Madness or The Poverty and Potential of Life in Canada*, Toronto 1990.

18 C. Veltman, *L'avenir linguistique de la région métropolitaine de Montréal*, Montréal: Université du Québec à Montréal 1989 (rapport non publié, commandité par le Ministère Fédéral de la Santé et du Bien-Etre Social, Ottawa 1990).

19 M. Paillé, *Croissance de la diversité linguistique des élèves dans les écoles françaises de Montréal*. Québec 1994 (Conseil de la langue française (Communication au 62e Congrès de l'ACFAS, non publié).

diese Weise das Französische als Alltagssprache gestärkt wird und wie selbstverständlich im Umlauf bleibt. An solchen und anderen neuralgischen Punkten entscheidet sich m.E. die Zukunft des Projekts „Pluriethnische Gesellschaft“. Letztlich aber sind es nicht staatlich-administrative Maßnahmen, sondern individuelle Einstellungen und Willensentscheidungen ebenso wie die realen Lebensumstände, die die Akzeptanz und Nutzung des Französischen beeinflussen und seine Zukunft bestimmen.

#### 4.3. Domänen zur Verwendung der Muttersprache(n)

Was die faktische Weiter- bzw. Wiederverwendung von Herkunftssprachen unter den Neuquebeckern anbelangt, so fehlen darüber weitgehend empirische Daten, die über das Niveau der alle fünf Jahre stattfindenden Volksbefragung hinausgehen. Hier ist außerdem stark nach ethnischer Gruppe zu differenzieren. Informationen liegen vor allem für das Italienische<sup>20</sup> sowie für das Portugiesische und für das Griechische vor. Darüber hinaus gibt es die schon erwähnte (noch unveröffentlichte) Studie von Veltman<sup>21</sup> über das Sprachverhalten von Minderheitenkindern in der Schule, insbesondere in der Pause und außerhalb des Klassenzimmers.

Wenden wir uns abschließend der Frage zu, wie die Herkunftssprachen in Québec vermittelt und inwieweit diese Angebote genutzt werden; schließlich geht es auch darum zu prüfen, ob und inwiefern die Aufrechterhaltung von ethnischen Muttersprachen zur Akzeptanz und zur tatsächlichen Benutzung des Französischen außerhalb der Domänen der Herkunftssprache führt bzw. dazu beiträgt.

### 5. Die Programme zur Unterrichtung von Herkunftssprachen in Québec (*Programmes d'Enseignement des Langues d'Origine = PELO*)

Es ist interessant zu konstatieren, daß in Québec – ganz anders als in Ontario – die Infragestellung der vorherrschenden „ethnischen Ordnung“<sup>22</sup> mit der Anglophonie an der Spitze vonseiten der Frankophonen

20 Z.B. N. Labrie, „Social Networks and Code-Switching: A Sociolinguistic Investigation of Italians in Montreal“, in: N. Dittmer/P. Schlobinski (Hrsg.), *The Sociolinguistics of Urban Vernaculars*, Berlin/New York 1987, S. 217-238.

21 Veltman, *L'avenir linguistique ...* (Anm. 18).

22 M. McAndrew, *L'enseignement des langues d'origine à l'École publique en Ontario et au Québec: Politiques et enjeux*. Québec 1989, S. 385.

selbst kam. Die Einwanderergruppen sahen sich weitgehend an der Seite der herrschenden, englischsprachigen Minderheit; sie betrachteten es zunächst nicht als legitim, daß Québec sich als nationales Zentrum der frankophonen Bevölkerung verstand, eine moderne Gesellschaftskonzeption entwickelte und zu realisieren begann und daß die interethnischen Beziehungen durch staatliche Interventionen beeinflußt würden. Sie waren immer dann und nur dann betroffen und mobilisierten sich dementsprechend, wenn die Möglichkeiten der Assimilation in die Anglophonie reduziert oder beschnitten werden sollten. Die politischen Führer der Provinz Québec wollten ihrerseits die Französisierung und einen neuen Typ von Pluralismus unter dem selbstverständlichen Primat der französischen Sprache und Kultur vor den Minderheitengruppen rechtfertigen und ihnen dieses gesellschaftliche Modell nahebringen. Daraus resultierte ein langjähriges Ringen und eine Debatte, die über den Weg eines anfänglichen heftigen Widerstands schließlich doch dazu führte, daß auch die älteren der Einwanderergruppen (vor allem Italiener, Griechen, Juden) sich den neuen Bedingungen allmählich anpaßten und ein langsamer Prozeß der „Normalisierung“ einsetzte.<sup>23</sup> Die Einführung der Möglichkeit von muttersprachlichem Unterricht in den Herkunftssprachen ist also auch als eine Art „Friedensangebot“ an die *communautés culturelles* zu sehen. Den neueren Einwanderergruppen fiel es ohnehin leichter, sich den Perspektiven und Gesellschaftsentwürfen der frankophonen Mehrheit zu öffnen, ihren Platz darin zu entdecken und sich insgesamt darin wiederzufinden.

Auf der Ebene des Erziehungswesens spiegeln sich diese Veränderungen im Sinne eines dynamischen Umbruchs in vielfältiger Weise wider. In Auseinandersetzung mit der alten, englischsprachig geprägten Ordnung, die immer noch ihre Auswirkungen zeitigt,<sup>24</sup> sowie aufgrund der intensiven Bemühungen um eine neue Gesellschaftsordnung können wir in Québec ein Ausmaß an integrativen Maßnahmen feststellen, die allesamt auf die Akzeptanz des Französischen als Unterrichts- und Verkehrssprache sowie auf die Akzeptanz des gesellschaftlichen Planungsrahmens

23 Vgl. in diesem Zusammenhang exemplarisch die Auseinandersetzungen mit den Italo-Québeckern um die Akzeptanz des Französischen als Unterrichtssprache, D. Taddeo/R. C. Taras, *Le débat linguistique au Québec. La communauté italienne et la langue d'enseignement*, Montréal 1987.

24 Vgl. die schon erwähnte Studie über den Grad der Französisierung und der Frankophonisierung in den Betrieben Québecs: S. Dion/G. Lamy, „La francisation...“ (Anm. 15).

unter Führung der Frankophonie hinauslaufen. Der Wunsch nach Einbindung der ethnischen Minderheiten in diese Perspektive hat zu Formen der institutionalisierten Unterstützung bei der Aufrechterhaltung der Herkunftssprachen und ethnischen Kulturen sowie zu einem strukturierten Angebot zur Gleichstellung und zur Beteiligung an Macht und Herrschaft geführt, die bislang relativ einmalig ist in der kanadischen Landschaft, wenn nicht in den westlichen Industrieländern überhaupt. Diese Bemühungen zur sozialen, politischen und psychologischen Einbindung der Minderheiten haben sich in den letzten Jahren noch verstärkt, besonders seit dem Scheitern des *Meech Lake Accords*. Sie werden noch einmal gefördert durch die Einsicht, daß Québec in Zukunft noch mehr Einwanderer brauchen wird und daß deren Grad an Integration bislang nicht sonderlich weit fortgeschritten ist.

Was bleibt, ist ein labiles Gleichgewicht, ein Ringen um die Akzeptanz der frankophonen Existenz Québecks als der gesellschaftlichen Plattform, in die sich die Neuankömmlinge integrieren können, nicht nur weil sie aufgrund gesetzlicher Vorschriften dazu verpflichtet sind, sondern weil sie es wollen und weil es ihnen lohnend erscheint (anstatt schon bald innerhalb Kanadas oder gar in die USA weiterzuziehen und sich der Anglokonformität mit ihren verlockenden Werten von Individualismus, Anonymität, aber auch Mobilität, demnächst auf dem gesamten Kontinent) zu ergeben. Die jüngsten, breit angelegten politischen Maßnahmen der Regierung von Québec reichen deshalb auch weit über den Bildungs- und Erziehungssektor hinaus; sie richten sich auf eine umfassende Anerkennung der Besonderheiten von ethnischen Gruppen mit dem Ziel, diese Besonderheiten langsam abzubauen und gleiche Rechte wie gleiche Pflichten für alle Bürger anzustreben. Diese Perspektive wird immer ein Stück weit Ideologie bleiben, dennoch hat sie eine neue Welle von öffentlichem Bewußtsein und von politischer, auch populärer Willenserklärung zur Schaffung einer pluraleren Gesellschaft in Gang gesetzt.<sup>25</sup>

### 5.1. PELO und die Zukunftsplanung

Eine entscheidende Veränderung hat sich für Québec seit 1989 dadurch ergeben, daß nunmehr die Programme zum Erlernen der Herkunftss-

25 Vgl. Gouvernement du Québec, *Au Québec, pour bâtir ensemble. Énoncé de politique en matière d'immigration et d'intégration*, Québec: Ministère des Communautés culturelles et de l'Immigration 1990, 87 S. und die vielen Stellungnahmen von betroffenen Gruppen, Institutionen, Parteien dazu.

sprachen auch in der Sekundarstufe angeboten werden und daß sie nicht nur für Angehörige der jeweiligen Minderheitengruppe offen sind, sondern auch für die frankophone Mehrheit, allerdings mit zwei Einschränkungen: die Zahl der Nicht-Muttersprachensprecher darf höchstens ein Drittel der Gruppenstärke ausmachen, und Curriculum wie Unterrichtsmethode richten sich nach wie vor an den muttersprachlichen Schülern aus.

Über diese beiden Neuerungen liegen noch keine einschlägigen Erfahrungen vor, weder was Akzeptanz noch was die Spezifik der damit auftauchenden Probleme anbelangt; es ist jedoch zu erwarten, daß dies ein Schritt in die richtige Richtung ist, wobei er wiederum von oben, also von der Regierung, initiiert worden ist. Im übrigen ist ein neuer Impuls für die wissenschaftliche Begründung, Erforschung und Begleitung dieser „Schulversuche“ abzusehen, der sich aus der Tatsache ergibt, daß an der Universität Montréal (neben Toronto) eines der beiden Regionalzentren des „National Institut for Heritage Languages“ errichtet worden ist, dessen Hauptsitz bewußt in den Westen, nämlich nach Edmonton, gelegt worden ist und das seit 1990 erst, durch Beschluß des Kanadischen Parlaments, seine Tätigkeit aufgenommen hat. Von dem Regionalzentrum in Montréal ist, in enger Kooperation mit einem ebenfalls an der Université de Montréal

- 
- 26 Vgl. z.B. A. Beauchesne, *Education et pédagogie interculturelle. Guide de formation*, Sherbrooke/Montréal 1991. Vgl. auch J. Cummins, „From multicultural to antiracist education“, in: T. Skutnabb-Kangas/J. Cummins (Hrsg.), *Minority Education. From Shame to Struggle*, Clevedon 1988, S. 127-157.
- 27 Vgl. R. Zinman, „Developments and Directions in Multicultural/Intercultural Education, 1980-1990, The Province of Québec“, in: *Canadian Ethnic Studies*, XXIII, 1991, S. 65-80.
- 28 Vgl. H. J. Vollmer, „Interkulturelles Lernen – Interkulturelles Kommunizieren: Vom Wissen zum sprachlichen Handeln“, in: K.-R. Bausch/H. Chris/UH.-J. Krumm, *Interkulturelles Lernen im Fremdsprachenunterricht*. Tübingen 1994, S. 172-185. – Am Ende ihres einschlägigen Buches kommen Cummins/Danesi insgesamt zu dem Schluß, daß es den kanadischen Schulen bis auf den heutigen Tag viel besser gelungen sei, den betroffenen Schülern das Ablegen/Abstreifen ihrer überkommenen Kultur und Sprache nahezu legen und sie darin zu bestärken, beides aufrechtzuerhalten. Vgl. J. Cummins/M. Danesi, *Heritage Languages. The development and denial of Canada's linguistic resources*, Toronto 1990, S. 102. Die fortgesetzte Gegnerschaft von vielen professionellen Lehrern und Erziehungswissenschaftlern gegen eine Verankerung des Herkunftssprachenunterrichts in der Regelschule legt die Vermutung nahe, daß diese assimilationistische Orientierung in vielen kanadischen Köpfen und in vielen Schulen des Landes dominant geblieben ist und immer noch vorherrscht – und das, obwohl die globalen Entwicklungstendenzen eindeutig im nationalen wie im internationalen Maßstab die Dringlichkeit multikultureller Bemühungen und Praxen nahelegen.

angesiedelten Lehrstuhl und Forschungszentrum für Ethnische Studien, eine breite Unterstützung und der Beginn einer qualitativ neuen Phase für den Muttersprachenunterricht in Québec zu erwarten.

### 5.2. *Vom isolierten Sprachunterricht zur interkulturellen und anti-rassistischen Erziehung für alle*

Es ist nun hochinteressant zu sehen, wie sich in den letzten Jahren die Diskussion von der isolierten Muttersprachenerziehung hin zu allgemeinen Erörterungen der Öffnung des Gesamtcurriculums gegenüber der Tatsache von Multiethnizität entwickelt hat. Die theoretischen und praktischen Überlegungen in diese Richtung haben allesamt eher programmatischen als beschreibenden Charakter, d.h. sie sind mehr Dokumente einer guten Absicht als taugliche Begründungen oder Anweisungen für die Gestaltung interkultureller Begegnungen und eines multikulturellen Lernens insgesamt. Vor allem sind mir interessante und gute Ansätze für die Fort- und Weiterbildung von Lehrern in Richtung auf interkulturelle Sensibilisierung und interkulturelles Lernen aufgefallen.<sup>26</sup> Dabei überrascht es nicht, daß in Québec bewußt von interkultureller Erziehung (und eben nicht von multikultureller Erziehung) die Rede ist; hier deutet sich bereits begrifflich an, daß Québec sich (zumindest seinem Anspruch nach) von Konzepten des Bundes und des restlichen Kanada absetzt und konzeptionell nicht nur auf eine (multikulturelle) Bereicherung des Curriculums bzw. auf eine bessere Verankerung/Behandlung der diversen Kulturen in den verschiedenen Lehrplänen zielt, sondern auf einen Prozeß der Öffnung und des Lernens, der auf Gegenseitigkeit beruht, der die lokalen, regionalen und gruppenspezifischen Interessenvertreter aktiv miteinbezieht und der auch die (französischsprachige) Mehrheit zum Umdenken und Neulernen bringt/bringen muß oder wird.<sup>27</sup> *In praxi* muß man in Zukunft dann genau hinsehen, was aus diesen Ansätzen wirklich wird und welche inneren wie äußeren Veränderungen im Verhältnis und im Umgang der sprachlich-kulturellen Gruppen untereinander tatsächlich beobachtbar sind.<sup>28</sup>

### 5.3. *Von der Bildung zur gesellschaftlichen Praxis*

Lassen Sie mich abschließend kurz zwei Thesen vorstellen und kommentieren:

„The very fact that the cultural communities demand and insist on their rights to maintaining language and culture, is the very expression of a

higher degree of integration and having acculturated to the norms of the dominant group than a sign of isolation and not wanting to integrate."<sup>29</sup>

„Conflict and fight does not necessarily indicate more insistence or desintegration on the part of the minority groups.“<sup>30</sup>

Das Stadium der zentralen Planung von oben geht – auch in Québec – langsam seinem (vorläufigen) Ende entgegen. Öffentliche Anhörungen und Stellungnahmen, Partizipation und diskursive Vereinheitlichung sind angesagt, eine neuerliche Volksbefragung steht bevor. Das Projekt einer Neuen Québecker Gesellschaft (ob innerhalb oder außerhalb Kanadas) ist nur realisierbar, wenn die verschiedenen Minderheitengruppen – und das schließt auch die Ureinwohner sowie die anglophonen Québecker ein – zur Kooperation bereit und zur Teilnahme an politischen Entscheidungsprozessen in der Lage sind. Die Förderung von Herkunftssprachen und -kulturen muß notwendigerweise in eine gesamtgesellschaftliche Wertschätzung und Gleichstellung der betroffenen Minderheitengruppen überführt werden. Darin wird sich erweisen, ob das Québecker Modell von Pluriethnizität qualitativ wirklich ein anderes ist als das eines (relativ unverbindlichen) multikulturellen Integrationsexperiments.

Die beiden zitierten Autoren haben im Prinzip Recht: In dem Maße, wie sich die ethnischen Minderheiten selbst organisieren und engagieren, ihre Forderungen stellen, auf gesellschaftliche und rechtliche Gleichheit pochen und dabei die Instrumente einer pluralen Demokratie benutzen, in dem Maße findet faktisch auch *Integration* statt, egal ob diese angestrebt war oder (im Gegenteil) verbal abgelehnt wurde. In demselben Maße aber – und das unterschlagen die Autoren – muß auch eine Öffnung der herrschenden Mehrheit, eine Bereitschaft zur Veränderung der vorhandenen Machtstrukturen und eine tatsächliche Umverteilung von Macht stattfinden – ein Selbstanspruch, an dem Québec beim Umbau seiner Gesellschaft in Zukunft zu messen sein wird.

29 J. Rothchild, *Ethnopolitics*, New York 1981.

30 McAndrew, *L'enseignement des langues d'origine* (Anm. 22), S. 14f.